

Predigt zu 2 Kor 4,16-18

Annegrethe Stoltenberg
am 7. Mai 2006 in Hamburg Poppenbüttel

Der Friede Gottes sei mit uns allen – beim Reden und beim Hören.

Liebe Gemeinde,

den Predigttext für heute haben Sie bereits einmal gehört – es war die Epistelle-
sung aus dem 2. Korintherbrief. Ich lese noch einmal, was Paulus dort im 4. Kapitel
schreibt:

(2.Kor 4,16-18)

Darum werden wir nicht müde; sondern wenn auch unser äußerer Mensch
verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.

Denn unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über
alle Maßen gewichtige Herrlichkeit,

uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare.
Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Ein Bild in diesem Text hat es mir gleich angetan: Paulus spricht vom inneren und
vom äußeren Menschen. Am liebsten würde ich mit jeder und jedem von Ihnen
dazu ins Gespräch kommen: Können Sie mit diesem Bild etwas anfangen? Und
wenn ja: was verstehen Sie unter dem inneren, was unter dem äußeren Men-
schen?

Da Sie mich aber nicht zu einem Gesprächsabend, sondern zu einer Predigt einge-
laden haben, habe ich vorher einigen Menschen diese Fragen gestellt. Ob jung, ob
alt, ob klein ob groß: alle haben diese Aufteilung von innen und außen für sich bes-
tätigt. Dennoch fallen die Antworten verschieden aus:

Zwei Jungen von fünf Jahren gaben diese Antworten:

- Die Seele ist das Innere, der Körper das Äußere.
- Von Außen erkennt man sich, vom Inneren nicht.

Mit 18 Jahren kann die Antwort wie bei dieser jungen Frau ausfallen:

Der innere Mensch ist der Teil, der macht, was er als richtig empfindet, der
äußere gibt sich, wie die anderen es wollen.

Ein junger Mann drückt es so aus:

Der innere Mensch ist die Basis, das eigentliche Ich. Der äußere ist ein Rollenmensch, der spielt Rollen; so wird er von anderen gesehen.

"Mein" Hinz & Kunzt – Verkäufer, also der ungefähr 60jährige Mann, bei dem ich regelmäßig meine Ausgabe von Hinz & Kunzt kaufe, beantwortete meine Frage so:

Der innere Mensch – das ist die Seele, der natürliche Mensch; und der äußere, das ist, wie man sich verkauft, und das passt ja manchmal gar nicht zusammen.

Ein Freund von mir, der sich gerade nach einer Gehirnblutung wieder zurecht finden muss:

Der innere Mensch bedeutet Freiheit, die Möglichkeit, so zu werden, wie Gott uns gedacht hat – also die Seele. Der äußere Mensch ist geprägt durch Konventionen, durch das Funktionieren. Er hat viel Oberfläche.

Vielleicht spüren Sie schon: Es lohnt sich, über dieses Bild mit anderen nachzudenken. Ich denke, das liegt daran, dass es eben schon unseren inneren Menschen berührt. Dass es da eine Unterscheidung gibt zwischen innerem und äußerem Menschen ist anscheinend "irgendwie" jedem vertraut. Man braucht keine philosophischen Erörterungen, es ist sozusagen ein "gefühlter Unterschied".

In diesem gefühlten Unterschied wurzelt wohl auch der Allgemeinplatz, den man häufig hört, wenn es ums Älterwerden geht: "Man ist so jung, wie man sich fühlt". Ich kann diesem Satz nicht immer bedingungslos zustimmen. Manchmal habe ich das Gefühl, es sagen genau die Falschen – die schon mit Zwanzig "alt" waren. Oder es wird leicht an den äußeren Merkmalen fest gemacht: Turnschuhe, viel unterwegs sein und immer noch kräftig einen drauf machen. Jung sein heißt auch umgangssprachlich aber eigentlich: auf der Suche sein, nicht "fertig" sein mit sich und der Welt. Eine innere Beweglichkeit ist gemeint, selbst wenn man äußerlich alt aussieht, und dann hat diese Redewendung auch ihren Sinn, drückt sie etwas Wahres aus.

Damit sind wir ganz nah bei dem, was Paulus schreibt. Er sagt's etwas kräftiger: der äußere Mensch verfällt, der innere wird von Tag zu Tag erneuert!

Ich finde die Frage nach dem inneren und äußeren Menschen sehr spannend – und schwierig. Es gibt ein Innen, und es gibt ein Außen. Beides ist von einander klar getrennt und gleichzeitig haben sie auch miteinander zu tun, hängen zusammen.

Dass beides wahr ist – die Trennung und der Zusammenhang von außen und innen –, obwohl sich das zu widersprechen scheint, habe ich am Kranksein und beim Nachdenken über Krankheit und Heilung erfahren. Immer noch betrachten

viele Menschen – auch Ärzte – den Körper als eine Art Maschine, die im Krankheitsfall repariert werden muss. Also wie ein äußeres Geschehen. In Kurzform: "Ich habe einen Körper." Dagegen war und ist der Ansatz der Psychosomatik angetreten, der uns deutlich macht, dass das körperliche Geschehen mit unserer Psyche, mit dem, was wir psychisch erleben, zusammenspielt. In Kurzform: "Ich bin mein Körper." Und dem widersprechen wiederum die Kranken, die ganz deutlich ein "Ich" erfahren, das unabhängig von der Krankheit – zum Beispiel dem Krebs – existiert. Kurzfassung: "Ich bin nicht mein Körper". Ken Wilber hat das in seinem Buch "Mut und Gnade" beschrieben: "Ich kann meinen Körper sehen und fühlen, und was gesehen und gefühlt werden kann, ist nicht der wahre Sehende." Wilber fährt fort: "Ich habe Wünsche, aber ich bin nicht meine Wünsche. Ich habe Gedanken, aber ich bin nicht meine Gedanken." (Ken Wilber, Mut und Gnade, S. 152)

Der Bewusstseinsforscher nennt dieses innere Selbst, das immer noch "Ich" sagen kann unabhängig von der momentanen Situation, den "unbewegten Zeugen". Als konkretes Beispiel: Er ist nicht Schmerz, sondern nimmt den Schmerz wahr.

Es gibt verschiedene Beschreibungen dieses inneren und äußeren Menschen – und nicht erst seit Kurzem. In unserem Kulturkreis liegt dieser Vorstellung eine antike griechische Denktradition zu Grunde. Die grundsätzliche Teilung von Leib und Seele finden wir bei Plato: der innwendige Mensch ist bei ihm der Geist des Menschen – im Unterschied zum materiellen Körper. In der Stoa – eine griechische Denkrichtung, von der wir meist durch das Eigenschaftswort "stoisch" hören – bedeutet "innen" die Vernunft, "außen" der von Affekten beherrschte sinnliche Leib.

Paulus, der Autor unseres Predigttextes, lebt in einer von solchem Denken geprägten Umwelt – gleichzeitig entstammt er der jüdischen Tradition, die eine Trennung von Geist und Körper nicht kennt. Bei ihm läuft die Trennlinie anders: da gehört die menschliche Vernunft noch auf die Seite des äußeren Menschen. Der "innere" Mensch ist bei ihm der im Glauben mit Christus verbundene Mensch.

Unser Innen und Außen kann uns selbst irritieren, ratlos, ja verzweifelt machen. In diesem Jahr des hundertsten Geburtstages von Dietrich Bonhoeffer ist sein berühmtes Gedicht "Wer bin ich" oft zitiert worden. Bin ich der, der äußerlich sichtbar ist, den andere in mir sehen?

Er schreibt:

"Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest
wie ein Gutsherr aus seinem Schloß

...

Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?
Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle

...

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!"

(D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, S. 242f.)

"Wer ich auch bin, Du kennst mich, Gott," sagt Bonhoeffer, und es wird deutlich: Bei Gott wird der Unterschied zwischen innen und außen aufgehoben. Bei Gott ist der Mensch ganz. Das ist Erlösung. So als Ganzes weiß sich Bonhoeffer in Gottes Hand gehalten. Dieses Bild hilft auch mir sehr. Es ist, als ob ich mich in diese Hand legen kann. Sie nimmt mich auf mit allem, was mich belastet, was so schwer erträglich ist. Dabei passiert zweierlei: Mir werden Zweifel und Zerrissenheit abgenommen, und ich sammle Kraft für die nächsten Schritte. Das ist ein Geschenk des Glaubens für mich.

Im Predigttext lese ich noch von einer anderen Bewegung: Paulus geht es in diesem Brief nicht um das Gehaltensein, sondern um die Ausrichtung, die Aussicht auf das Reich Gottes. Das Sichtbare, das Zeitliche, der äußere Verfall – all das wird überwunden durch das Unsichtbare, das Ewige, die innere Erneuerung. Also ein wunderbar österlicher Text: die Auferstehung, in der das Leben den Tod besiegt.

Früher, als ich jung war, hätte ich bei diesen Worten vor allem empfunden, dass erstens die Rede von dem "bisschen" Trübsal die Leiden vieler Menschen unzulässig herunterspielt, und dass Paulus zweitens meint, dass wir uns um die Trübsal hier auch gar nicht groß kümmern müssen, weil's ja sowieso nur um die Ewigkeit geht. Weltflüchtigkeit und Leibfeindlichkeit, das wäre bei mir angekommen. Ist es etwa nicht wichtig, dass und wie wir hier und jetzt leben!?

Ich habe einen längeren Weg gebraucht, um zu erfahren, dass der Glaube an das Reich Gottes mich stärkt und ermutigt, das Leben hier "anzupacken". Wenn ich nicht eine solche Vision kennen würde, wie sollte ich mich angesichts der trübseligen Realität des Verfalls engagieren können?

Aus diesem Antrieb heraus engagieren sich Christen – geschieht Diakonie. Wer aus diesem Antrieb heraus für andere Menschen handelt, kann auch darauf vertrauen, dass es gut weiter geht, selbst wenn die eigenen Kräfte schwinden, man selbst nicht mehr so viel Einsatz bringen kann. Dann sind andere da, die demselben Unsichtbaren und Ewigen verpflichtet sind. Aus der einen kleinen Kraft einer

Person ist die große Kraft einer ewigen "Herrlichkeit" – wie es im Predigttext heißt – geworden. Diakonie ist auch die Erfahrung christlicher Gemeinschaft.

Die Ausrichtung auf das Unsichtbare kennzeichnet die diakonische Arbeit auch noch auf andere Weise: Denn sie bewirkt erstens, dass wir auch in dem anderen Menschen den inneren Menschen sehen, dass wir ihm Hilfe anbieten, unabhängig von dem, was er "äußerlich" bietet oder leistet.

Und sie beinhaltet zweitens, dass wir unsere Hilfe nicht auf das Äußere beschränken, sondern wissen, dass die Seele des Menschen auch genährt werden muss. Ein hoher Anspruch, der von den Mitarbeitenden unter dem Diktat von Pflegesätzen und ähnlichen Normen oft als Überforderung erlebt wird. Da ist auch etwas schief in unserem Gesundheits- und Sozialsystem. Aber es ist doch auch ein Gestaltungsspielraum da, den wir mehr nutzen könnten – wenn denn die Gesellschaft solches Engagement so bejahen und hoch bewerten würde, wie es diese Gemeinde getan hat mit ihrem Diakonieverein.

Damit machen Sie als Gemeinde deutlich und lassen andere erfahren, dass "Diakonie gelebte Kirche im christlichen Glauben" ist.

Ihre bewegte Geschichte in den 40 Jahren, die verschiedenen Schwerpunkte Ihrer Arbeit zeigen, dass mit dem inneren Menschen des einzelnen Christen auch das erneuert wird, was er tut. So können wir im Rückblick auch Irrwege oder Abwege vom christlichen Tun erkennen. Das sage ich im Blick auf die gesamte Diakoniegeschichte, wie zum Beispiel die Erziehung in kirchlichen Heimen in den Fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Dies Thema ist ja derzeit auch in der öffentlichen Debatte.

Wir sehen in diesen Irrwegen unsere Begrenzung und erkennen und bekennen auch unsere Schuld. Gott will, dass wir auf dem Weg des inneren Neuwerdens, das er uns im Glauben schenkt, mit dem Blick auf das Unsichtbare und Ewige weitergehen.

Dazu bitten wir um seinen Segen – auch für die Arbeit des Diakonievereins Poppenbüttel.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen